

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Grunwald'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 3. September 1903.

(Nachdruck verboten.)

Frau Hadwig.

Eine Strandgeschichte von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

Er warf den Pinsel in den Kasten und ohne Herbaris Antwort abzuwarten, nahm er ihm die Leinwand mit einem „Erlauben Sie mal“ aus der Hand und trug sie hinüber zu Anne und Hadwig, wo sein Werk fröhlich bewundert wurde. Man amüsierte sich köstlich über die gemalten Nixlein, die — in eine Flut schwefelgelben Haares gehüllt — jammernd ihre weißen Arme zum wolkenverhangenen Himmel streckten und nach Baldur schrien, dem Sohne des Lichtes. Anna wollte sogar eine Ähnlichkeit entdecken zwischen Hadwig und einer der blonden Meerestöchter, was aber von seiten der so Geneckten energisch bestritten wurde.

„Dem wassertriefenden Geschöpf soll ich gleichen? Diesem Ausbund von Häßlichkeit? Aber Anne! Höchstens die Sonnensehnsucht habe ich mit der Wasserfrau gemein. Die Ähnlichkeit will ich gelten lassen.“

„Wie soll denn die Bittschrift nun an die richtige Adresse gelangen?“ erkundigte sich der Professor.

„Wir ziehen sie als Flagge auf dem Hohentwiel auf,“ erklärte Sürke. „Dort werden die allsehenden Götter sie schon entdecken.“

Es hatte wirklich den Anschein, als sei die Bittschrift von Erfolg begleitet gewesen, denn kaum einen Tag flatterte auf dem Hohentwiel lustig das bunte Fähnlein im Winde, als auch schon der Regen nachließ, die Wolken sich allmählich zerteilten und endlich, endlich — jubelnd begrüßt — Frau Sonne huldvoll herniederlächelte und der armen, vernachlässigten Erde die Schmerzenstränen zärtlich von den Wimpern küßte.

Mit dem Frühesten lief Hadwig hinunter an den Strand, wo noch keine Menschenseele zu erblicken war. Die Murmeltiere! Alle noch in den Federn! Verschlafen den goldenen Morgen! Hadwig konnt's nicht begreifen. Wie ein Kind flog sie am Wasser entlang über den feuchten Sand, mit ausgebreiteten Armen, vom Winde getrieben. Ach, fliegen können — fliegen! Drohend erhoben sich die Wogen, stürzten zornig vornüber und zerfloßen leise im Sand. Sie zog Schuhe und Strümpfe aus und lief der heranbrausenden Flut entgegen. „Aphrodite!“ rief sie dabei jauchzend. „O Aphrodite!“

Als Sürke Allmers an den Strand kam, saß Hadwig bereits wieder fein sittsam in ihrem Strandkorb und las ehrbar in einem rotgebundenen Goldschnittbändchen. Er war ebenso früh wach und draußen gewesen wie sie, aber da er nach der andern Seite

gewandert war, hatten sie sich nicht getroffen. Das bedauerte er natürlich lebhaft, sie aber leistete sich nachträglich ein heimliches Aufatmen. Wenn er sie gesehen hätte, wie sie im Wasser herum-patschte — barfuß mit aufgeschürztem Rock! Shocking Shocking!

„Was lesen Sie denn da?“ fragte er.

„Seine — die Nordsee.“

„Seine?“ Er lächelte und sie bemerkte es.

„Nein wirklich — Sie dürfen nicht darüber lachen!“ sagte sie ein wenig vorwurfsvoll. „Mir ist, — ich finde —“ sie wußte augenscheinlich nicht, wie sie sich ausdrücken sollte, „man kann hier gar nichts anderes als Seine lesen. Oder,“ setzte sie ungewiß hinzu, „bin mir ich in solcher Seineestimmung?“

„Bewahre, nein,“ beruhigte er sie. „Drüben liest Fräulein Gönitz dem Professor ebenfalls aus dem „Buch der Lieder“ vor und er lauscht ihrer Cellostimme mit geradezu rührender Andacht. Wollen Sie mir den Seine mal erlauben?“

„Gern!“ Sie reichte ihm den Band, den er ohne weiteres in die Tasche schob.

„So, der ist besorgt und aufgehoben —“

„Aber —“

„Nein „aber“, Frau Hadwig! Sie bekommen das Buch nicht zurück und wenn Sie noch so erstaunt und noch so zürnend dreinschauen. Seine ist nichts für uns.“ Er brauchte absichtlich das Wörtchen uns. „Die da drüben, die mögen sich immerhin an ihm ergötzen, aber nicht wir — wir sind zu gesund dafür! Auf dem Hohentwiel liest man nicht Seine.“

„Mögen Sie Seine nicht?“

„Mögen — Gott, mögen!“ Er fuhr sich mit der Hand ein paarmal schnell nacheinander durchs Haar. „Von mögen kann do überhaupt keine Rede sein —“

„Ich meine, ob Sie zu den Seinehassern gehören?“ verbesserte sie sich.

„Nein, im Gegenteil —“

„Sie stellen ihn hoch?“

„Ja. Um seiner unvergleichlichen Lyrik wegen verzeih ich ihm alles, was die Menschen ihm — mit und ohne Berechtigung — vorwerfen.“

Sie nickte. „Auch ich. Und nun geben Sie mir das Buch zurück, bitte.“

„Bewahre, ich werde mich hüten. Sie können später die Nordseelieder lesen, wenn ich fort bin, nicht jetzt. Jetzt wollen wir das Schöne, was Seine uns vorerzählt, selbst erleben. Da, schauen Sie die Farben, die das Meer heute hat! Das soll mal einer nachmachen! Dies Flimmern und Glänzen und das Leuchten in der Tiefe. Hier muß dem Menschen die eigene Ohnmacht doch peinvoll zum Bewußtsein kommen.“

„Beinboll? Ich weiß nicht.“ Sie schaute sinnend hinaus. „Es regt sich hier die Schaffenslust auch neu und doppelt mächtig, meine ich. Man fühlt sich so stark — man könnte sich an die schwersten Aufgaben wagen.“

„Haben Sie etwas dergleichen vor?“ Er blickte lächelnd auf sie nieder.

„Vielleicht!“ sagte sie und dachte an ihre „Sprachschule für Unbemittelte“. Da — haben Sie die Woge eben gesehen?“

„Ja — dort wieder — und dort! Ist das nun nicht „Seine erlebt“? „O Meer! Mutter der Schönheit!“ Aus jeder Woge, die sich hebt, meint man der Göttin weiße Arme schimmern zu sehen. Kommen Sie hinunter — ans Wasser.“

So gingen sie denn. Hadwig winkte einen Gruß hinüber zu Annes Burg, und Anne erwiderte denselben scheinbar fröhlich — aber nur scheinbar.

„Betörter Gefelle!“

Dein Arm ist zu kurz und der Himmel ist weit, und die Sterne droben sind festgenagelt mit goldenen Nägeln.

Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen, das beste wäre, Du schliefest ein.“

So hatte sie eben vorgelesen und nun klangen die Seine-worte unaufhörlich in ihr wieder. Die Gedanken konnten nicht loskommen davon. Auch der Professor verhielt sich schweigsam. Anne schaute den beiden glücklichen Menschen nach. Müde lag das aufgeschlagene Buch in ihrem Schoß.

„Und die Sterne droben sind festgenagelt mit goldenen Nägeln —“

Ja, ach ja, sie wußte es! Tausendmal wußte sie es, sagte sie es sich — und dennoch — dennoch blieb das heiße Sehnen nach dem Unerreichbaren. Wie sie ihn liebte — Zürke Almers! In ihm fand sie das Ideal verkörpert, von dem die stille, kleine Anne geträumt — früher, ganz früher. Jetzt träumte sie nicht mehr, oder doch selten nur, im Kampf mit dem Leben hatte sie es verlernt. Aber Zürke! O, daß es wirklich einen gab, wie sie ihn damals sich geträumt! Das war ja wie ein Wunder! Nun hatte sie den Königssohn gefunden, nach dem sie ausgeschaut, aber er — er würde nicht sie freien — die kleine Prinzessin war ihm zu unscheinbar — er dachte an die junge Königin —

„Guten Morgen!“

Sie fuhr erschrocken zusammen. Es war Herbart, dessen Stimme sie so unsanft geweckt hatte. Nun stieg er durch den lockeren Sand geradeswegs auf ihre Burg los.

„Morgen, Fräulein Anne! Morgen, Professor! Sie sind ja alle miteinander so frühe Vögel?“

„Sind wir auch“, antwortete der Professor. „Die Luft ist kostbar, mein Lieber, die muß man ausnützen.“

„Der Hohentwiel ist verwaist, scheint mir?“ Herbart machte einen langen Hals nach der Nachbarsburg.

„Ja, die erst! Die stehen beide mit der Sonne auf. Seit dem frühesten ist Frau Ditte schon am Strande, wie sie mir sagte, und jetzt —“

„Ist sie selbstverständlich mit Almers auf und davon“, vollendete der Schriftsteller. „Hoffentlich nicht für immer — vorläufig wenigstens.“ Er machte ein grimmißiges Gesicht. „Denn einmal wird es doch der Fall sein.“

„Was?“ fragte der Professor ahnungslos.

„Was? Nun! Heiraten wird er sie.“

„Das ist aber doch kein Unglück.“

„Ne, im allgemeinen nicht.“

„Und im besonderen?“

Professor, entschuldigen Sie gütigst, aber heute sind Sie das reine Fragezeichen.“

Er sah bei diesen scherzhaften Worten so gequält aus, daß Anne zu ahnen begann, wie es um ihn stand. Ein Leidens-

gefährte! Ein Schicksalsgenosse! Sie streifte ihn mit einem bedauernden Blick. Er bemerkte es und sein Wohlbehagen wurde dadurch keineswegs erhöht.

„Was gucken Sie denn so sonderbar, Fräulein Anne?“ fuhr er fast zornig auf. „Das sah ja beinahe aus wie Mitleid.“

„Nein, nein“, stammelte sie verwirrt, „keineswegs.“

„Nein? Ist mir lieb, daß ich mich getäuscht habe. Mitleid ist mir was Ekkehaftes!“

„Mir auch.“ Sie blickt ihm ruhig in die Augen.

„Na, schön, freut mich! Adieu!“ Er schüttelte ihr kameradschaftlich die Hand. „Ich will mal die Ausreißer suchen gehen. Adieu, Professor!“

Fort stampfte er, natürlich gerade nach der verkehrten Seite. Anne setzte den Blinden lächelnd davon in Kenntnis. Dann sprachen sie noch mancherlei über den kleinen Schriftsteller.

„Es gibt Menschen, denen man ordentlich anmerkt, daß sie Kämpfer sind“, sagte der Professor im Laufe der Unterhaltung. „Herbart ist solch einer. Aber er gehört auch zu denen, die nicht feig sind, nicht die Plinte ins Korn werfen, die es aufs äußerste ankommen lassen. Er besitzt einen gewissen Mut.“

Anne stimmte ihm bei.

„Diesen Mut haben Sie übrigens auch, Fräulein Anne.“

„Ich? Ach —“

„Doch. Ich kenne Sie ja nun schon ziemlich gut. Hätten Sie diesen Mut nicht, so würden Sie Ihr Leben nicht so fest in die eigenen Hände genommen haben. Sie zwangen das Schicksal nieder — ist das nicht Mut?“

„Mut?“ Um ihre Lippen spielte ein bitteres Lächeln. „Er bestand zum größten Teil im Entfagen.“

„Dazu gehört meist noch mehr als zum Wagen. Glauben Sie, ich wüßte das nicht? Was Entfagen heißt — ein Blinder weiß das —“

Anne griff leise nach seiner Hand. Da glitt es wie Sonnenschein über das ernste Dulderantlitz.

Inzwischen wanderten Hadwig und Zürke Almers den Strand entlang, immer dicht am Wasser hin. Die Flut war bereits im Kommen, und bei jeder Woge, die schäumend heranstürzte, sprang Hadwig jauchzend zur Seite. Der Strand war bunt von Muscheln. Vorsichtig faßte sie die Falten ihres Kleides zusammen und suchte mit spitzen Fingern die Dingerchen aus dem weißen Glimmerand.

„Was wollen Sie denn mit all dem Zeug anfangen?“ fragte er, als sie ihr Spizentüchlein auf dem Boden ausbreitete, um darin ihren Reichtum zu bergen. „Das hat doch gar keinen Zweck. Diese Menge Muscheln!“

„Ekkehard — ja, Ekkehard!“ spottete sie, ohne sich in ihrem Tun stören zu lassen. „Wer so erhaben ist über derlei! Aber ich — mich freut es eben! Warum wollen Sie mir die Freude nehmen?“

„Das will ich doch nicht. Nur weil es so zwecklos ist —“

„Ach, muß denn alles einen Zweck haben! Wenn es mir Spaß macht, ist das nicht Zweck genug? Ich kann sie wirklich nicht liegen lassen — wirklich nicht — schauen Sie bloß, wie entzückend!“

Sie hielt ihm eine halb geöffnete, dunkelrosige Muschel entgegen, und sah dabei mit strahlenden Augen zu ihm empor. Vorsichtig nahm er sie aus ihrer Hand.

„Nicht wahr, wunderschön?“

„In der Tat.“

„Sehen Sie wohl!“ triumphierte sie.

„Soll ich Ihnen die Muschel schenken, Ekkehard? Zur Erinnerung an —“

„An den Hohentwiel!“

„Nein, zur Erinnerung an das Zwecklose!“ Sie lachte lustig auf.

„Meinetwegen auch das —“ Die Muschel verschwand in seiner Briefftasche.

„Da —“ sie stieß im Weitergehen mit dem Fuß an ein Büschel Tang, „das könnte etwas für unser Herbarium sein, nicht wahr?“

Er hatte ihr einmal von seiner Pflanzensammlung erzählt, die er sich aus aller Herren Länder zusammengetragen, und sie — schnell begeistert — legte sich daraufhin auch sofort ein Herbarium an. Nun wollte sie alles trocknen, was nur halbwegs wie eine Pflanze aussah. Die unmöglichsten Produkte schleppte sie heim, und der kleine Schriftsteller behauptete sogar, sie habe kürzlich einen lebendigen Seestern in die Blumenpresse gelegt, was von Hadwig jedoch energisch bestritten wurde.

„Die Algen lassen Sie nur“, riet Zürke Allmers, als sie mit der Spitze ihres Sonnenschirmes das grüne Gewirr durchwühlte. „Das ist nichts für Sie.“

„Nein? Wie schade!“ Sie bedauerte es aufrichtig, sah aber doch schließlich ein, daß Zürke recht hatte. Mit diesen fleischigen Meerewächsen war nicht viel anzufangen. Die brauchten sicher ein ganzes Vierteljahr, ehe sie trocken wurden und dann war der Erfolg immer noch zweifelhaft. Mit den Algen war es also nichts. „Aber eigentlich könnten wir mal Bernstein suchen“, schlug sie vor. „Anne hat gestern ein hübsches Stück gefunden.“

Er verhielt sich der Bernsteinfrage gegenüber zwar etwas skeptisch, aber Hadwig zu liebe erklärte er sich mit ihrem Vorschlag einverstanden. Nun ging es an ein fröhliches Suchen nach dem Gold des Meeres, und als sie endlich, nach vielem Bücken, ein Stück gefunden zu haben glaubte und jubelnd damit zu Zürke Allmers stürzte, der zwanzig Schritt davon Quallenstudien machte, wurde sie durch ihn schmachlich enttäuscht.

„Das halten Sie für Bernstein?“ Er wog das nutzlose Stück prüfend in der Hand.

„Aber natürlich“, erwiderte sie eifrig. „Das lasse ich schleifen.“

„Es tut mir leid, Frau Hadwig — sehr leid — aber das ist nämlich gar kein Bernstein —“

„Nein?!“ Sie war sprachlos. „O, Sie wollen mich nur ärgern, Sie schlechter Mensch!“

„Wahrhaftig nicht“, beteuerte er.

„Aber was soll es denn sein?“

„Kolophonium.“

VII.

„Was in aller Welt treiben Sie denn hier, Frau Hadwig?“

„Seesterne austragen“, antwortete sie gemüthlich, ohne sich auch nur einen Augenblick in ihrer Beschäftigung stören zu lassen.

„Brrr!“ machte Herbart.

„Ja, appetitlich ist es nicht sehr“, gab sie zu, „aber Sie brauchen ja schließlich nicht hinzugucken, wenn Ihnen davon schlecht wird.“

Sie stand unter dem Küchenfenster zwischen allerlei Abraum vor einer alten Lonne, hatte die Ärmel etwas zurückgestreift und reinigte mit einem alten Messer die auf dem Tisze ausgebreitet liegenden Seesterne.

„In dieser Konservenbüchse hab ich sie kochen müssen. Einen Topf gab die Köchin nicht heraus.“

„Das kann ich ihr nicht verdenken. Hätte ich in diesem Departement zu gebieten, so würden Sie samt Ihren Seesternen nicht über die Schwelle gekommen sein. Brrr!“ Er schüttelte sich.

„Nicht über die Schwelle? Und Sie wollen mein Freund sein? Danke schön!“

„Da hört die Freundschaft auf! Dies ist überhaupt keine Beschäftigung für Sie. Ich würde die Freundschaft mißbrauchen, wenn ich das guthieße. Diese Grausamkeit!“

„Nun, sie sind doch tot, ich tue ihnen doch nicht weh.“

„Und der Schmutz?“

„Ja, bissel eklig ist es. Aber Wasser nimmt allen Schmutz fort.“

Herbart trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Lonne herum. „Das haben Sie nur von diesem Allmers! Der bringt Sie auf so unnütze Gedanken.“

Sie legte das Messer hin und sah ihn an. „Was haben Sie gegen Allmers?“

„Sich? Nichts!“ Er schob die Hände in die Taschen und lief aufgeregt hin und her. „Gar nichts!“ Dann sagte er plötzlich „Adieu!“ drehte sich kurz um und ging.

Kopfschüttelnd schaute sie ihm nach. Als er hinter dem Hause verschwunden war, nahm sie die unterbrochene Arbeit wieder auf und hatte dabei den Kleinen bald vergessen. Wenn Herbart sich einmal sonderbar zeigte, so störte sie das eben nicht, und es war ihr auch nicht weiter verwunderlich. Solch ein seltsamer Kauz, der er immer gewesen, dem mußte man schon etwas nachsehen. Sie nahm ihm auch so leicht nichts übel, nur in bezug auf Allmers war sie empfindlich. Und gerade weil Herbart dies fühlte, tat er es stets wieder.

Bei Tische wurde ein Spaziergang in die Dünen verabredet, aber als es dann so weit war, konnte man weder Anne noch den Professor finden, und Herbart, der seitlich vom Hause auf der Wiese lag, war zum Wandern zu faul.

„So gehen wir eben allein, was meinen Sie, Frau Hadwig?“

„Ja, sie meinte es auch.“

„Und wenn die anderen auftauchen, lieber Herbart, dann schicken Sie uns dieselben schleunigt nach. Wir trinken im Dünenschlößchen Kaffee.“

„Werds bestellen.“

„Vielleicht kommen Sie dann auch noch mit?“

„Sich? Nee — glaub nicht —“ Er unterdrückte ein Gähnen.

„Na, überlegen Sie sich die Geschichte nochmals“, sagte Allmers. „Auf Wiedersehen!“

„Wiedersehen“, nickte Herbart, wußte aber ganz genau, daß er nicht nach dem Dünenschlößchen gehen würde. Wozu? „Ah —“ Er richtete sich halb auf und stützte den Kopf in die Hand. „Eselndes Leben! Abwerfen den ganzen Plunder — ah —“ Er erhob sich vollends und schlenderte über die Wiesen nach dem Watt.

Nar und rein blaut der Himmel über den Dünen. Zürke und Hadwig klettern in dem Sandgebirge umher und suchen Pirolas. Sie wollen heute durchaus Pirolas finden. Und dabei plaudern sie von dem, was sie tagsüber getan haben.

„Ein schweres Tagewerk, wahrhaftig“, neckt Zürke.

„Vielleicht nicht?“ fragt sie zurück. „Seesterne präparieren ist nicht sehr angenehm.“

„Die Arbeit hätte ich Ihnen gern abgenommen. Ich kann das doch viel besser.“

„Glauben Sie? Wie eingebildet solch ein Mann ist!“

„Na, Sie sind doch ungeübt, während ich —“

„Natürlich! Sie schlachten bestimmt täglich ein Dutzend der lieblichen Meertiere aus. Renommieren Sie nicht so, Ekkehard!“

„Das tue ich ja gar nicht.“

„Nein? Mir schiens fast so. Übrigens ist das nicht das einzige, was ich gearbeitet habe.“

„Da bin ich neugierig.“

„Denken Sie noch an die Taschentreppe, die wir gestern aus dem Tang buddelten?“

„Wie denn nicht? Haben Sie die am Ende auch ausgekratzt?“

„Suh —“ sie zieht eine kleine Grimasse und schüttelt sich, wie Herbart am Morgen.

„Was ist es also mit den Krebsen?“

„In Spiritus habe ich sie gesetzt und auch zwei Garneelen und einen Einsiedler nebst seinem Muschelhaus.“

Er lacht laut und herzlich. „Gehen Sie mit der Absicht um, irgendwo auf dem Erdball ein zoologisches Museum zu errichten?“

„Warum nicht? Sie werde ich dann als Oberaufseher für dasselbe engagieren.“

„Danke ergebenst! Wenn es eine Lebensstellung ist, nehme ich gern an. Haben Sie auch schon eine Qualle in Ihrer Sammlung?“

„Nein, daß man diese Gallertgeschöpfe nicht unterbringen kann, ist mein größter Kummer. Aber wissen Sie, wer mir direkt unsympathisch ist?“

„Nun?“

„Der Einsiedlerkrebs.“

Zürke begreift nicht recht, weshalb gerade der.

„Weil er so böse aus seinem Haus guckt! Und dazu diese gestielten grünen Augen — gräßlich! Ein richtiger mißmutiger alter Junggeselle! Wenn der ein Weib hätte, wäre er sicher fröhlicher!“

„Wer weiß!“ Zürke erlaubt sich, zu zweifeln. Er glaubt nicht an das Eheglück des Einsiedlers. „Vielleicht hat der Arme schlechte Erfahrungen gemacht in dieser Beziehung. Vielleicht ist er auch noch auf der Suche nach der Schwesterseele, welche die Einsamkeit mit ihm teilt.“

„Na, wenn die Schwesterseele ihn aber erblickt, so grimmig, dann erschrickt sie sich zu Tode!“ Hadwig bückt sich bei den Worten nach einem Zweiglein rosigter Glockenheide und gleich darauf stürzt sie mit einem Schrei des Entzückens in ein flaches Dünenal. „Virolas!“ jauchzt sie. „Da — o — diese Menge! Diese Menge!“ Und nun hockt sie zwischen dem dunkelgrünen Weidengestrüpp, und in dem weißen Kleid und dem roten, weichen Filzhut ist sie einem mächtigen Pilz vergleichbar. Zürke Allmers meint, sie sähe einem Glückspilz ähnlich.

„Haben Sie schon mal einen gesehen?“ erkundigt sie sich von unten. „Ich bin überzeugt, Sie haben sich eben nur versprochen und meinen einen Fliegenpilz.“

„S wol!“ protestiert er. „Die sind ja giftig.“

„Müssen Sie denn gleich ans Essen denken? Aber weshalb stehen Sie denn wie angewurzelt dort oben?“

„Darf ich mit herunterkommen?“

„Bitte sehr! Da Sie doch im Besitz eines Erlaubnisheines vom Dünevogt sind, wüßte ich wirklich nicht, was Sie abhalten könnte.“

Zürke klettert also hinab und hilft ihr Blumen sammeln. Es sind so viele, daß sie allein die Fülle kaum bewältigen kann. Dann sind die beiden müde und ruhen aus. Hadwig macht es sich auf einem niedrigen Hügel bequem, und Zürke streckt sich zu ihren Füßen ins Gras. Sie hat den Hut abgenommen und bringt darin die Blumen unter, und derweil streicht ihr der Wind wie kosend übers Haar. Nur das Meer hört man von ferne rauschen, sonst dringt kein Laut, kein Ton aus der Welt zu ihnen — ganz still ist es — ganz — ganz still — — die große Düneneinsamkeit schlingt heimlich ihre mütterlichen Arme um die Menschenseelen — Zürke träumt, und Hadwig träumt — er mit geschlossenen Augen in sich hinein — sie mit offenen in die Weite hinaus — aber es ist eines, was sie träumen, der Mann und das Weib — „das sonnige Märchen vom Glück!“

Zürke ist es, der sich zuerst in die Wirklichkeit zurückfindet. Er sieht zu Hadwig empor, aber sie merkt es nicht. Oder fühlt sie es doch und will es ihm nur nicht zeigen? Dann spricht er, und da wendet sie sich ihm langsam zu, so — alskehrten ihre Gedanken heim aus goldenen Fernen. Er spricht von seiner Abreise. Schon vor Tagen hat er sie damit erschreckt, aber sie nahm es für Scherz. Nun scheint es wirklich Ernst zu werden. Ihn ruft die Pflicht, Geschäfte, die er wahrscheinlich selbst er-

ledigen muß. Das Herz schlägt ihr bis in den Hals, wie er das sagt. Dennoch tut sie gleichgiltig. Nur daß eine heiße Blutwelle ihr Antlitz überflutet, kann sie nicht hindern. Aber sonst kämpft sie das törichte Wehgefühl tapfer nieder. Er soll nicht denken, daß ihr sein Scheiden Schmerz bereitet.

„Was werden Sie sagen, Frau Hadwig, wenn ich einmal plötzlich fort muß?“

Sie zuckt die Schultern. „Was soll ich da besonderes sagen? Jedenfalls werde ich Ihnen als wohlherzogenes Kind der guten Gesellschaft eine glückliche Reise wünschen.“

Er schaut prüfend in die kühlen Frauenaugen. „Sonst nichts?“

„Ja — was denn noch?“ Sie spricht es so ruhig und vermag doch kaum zu atmen vor Erregung.

„War es nicht eine schöne Zeit, die wir hier verlebten bis jetzt?“

„Gewiß!“

„Und nun dürfte es Frau Hadwig füglich ein wenig leid tun, daß Eckehard Abschied nimmt.“

„Und Eckehard erwartet wohl, daß man ihm solches gerührt gesteht? O nein — der Jünger des heiligen Gallus kennt die Frauen schlecht.“

Sie rafft Hut und Blumen zusammen und wendet sich zum Gehen.

„Nicht so schlecht, wie Frau Hadwig glaubt“, gibt er in herbflingendem Ton zurück. „Nur eines hat er noch nicht gewußt bis jetzt: daß man auf dem Hohentwiel bisweilen anders spricht, als man denkt und fühlt!“

Sie beugte sich, tief erschrocken über seine Worte, zu ihren Blumen nieder.

„Ich will nicht hoffen“, fährt er fort, „daß alles, was vor dem geschah, nur Laune war — ein flüchtiges Spiel vielleicht — Eckehard läßt nicht mit sich spielen!“

Sie steht mit trotzig aufeinandergepreßten Lippen. In ihr schluchzt und jauchzt es zugleich. Sie möchte ihm zürnen ob so harter Worte und vermag es doch nicht. Denn gerade so liebt sie ihn ja, so stolz und so selbstherrlich muß der sein, dem sie sich zu eigen geben kann. Sie will seine starke Faust im Nacken spüren, nicht wie ein Sklave soll er ihr zu Füßen liegen. Aber er darf nicht darum wissen — darf nicht ahnen, daß in ihrer Seele nur ein Gedanke, ein Name, ein Bild lebt — Eckehard! Eine fast mädchenhafte Scheu ist es, die sie abhält, ihm offen ihr Empfinden zu zeigen. Sie findet kein Wort der Erwiderung — ein gleichgiltiges noch viel weniger — und darum schweigt sie, obgleich sie fühlt, daß Zürke Allmers auf eine Antwort wartet. Sie läßt ihn warten. Sie kann nicht anders. Trotz des Jubels steckt ihr das Weinen in der Kehle. Endlich geht sie. Er folgt ihr tief verstimmt. Nun wandern sie schweigend aus den Dünen nach dem Strand. Dort kommt ihnen Anne entgegen. Sie erkennt sofort, daß es zwischen den beiden etwas gegeben hat, ist aber taktvoll genug, sich dies nicht merken zu lassen.

„Es soll gefegelt werden“, verkündet sie, „eine Stunde noch bis Sonnenuntergang. Du tust sicher mit, Hadwig, und Sie doch auch, Herr Allmers? Herbart und der Professor sitzen bereits im Boot.“

„Danke“, sagte Zürke frostig, „ich verzichte auf das Vergnügen.“

„Ach nein“, wehrt Anne, „wenn wir doch alle von der Partie sind! Hadwig, bitte Du Herrn Allmers. Ich muß noch schnell nach meinem Strandkorb. Wir treffen uns unten. Auf Wiedersehen!“

Damit läuft sie weg, und läßt Hadwig und Zürke allein. Sie hat nicht das mindeste in ihrer Burg zu suchen. Es war ein bloßer Vorwand. Nur weil sie nicht stören will, weil sie

sich überflüssig fühlte, ging sie. Aber ihr ist dabei so weh ums Herz. Warum nur muß die Menschenseele so glückshungrig sein! Warum es ihr so schwer wird, das Entfagen!

„Gnädige Frau“, Hadwig schluckt an etwas, das ihr heiß im Halse aufsteigt bei der ungewohnten und gehakten Anrede, „ich darf Sie wohl nach dem Boot bringen?“ Er spricht es mit kühler Höflichkeit, und sie nickt, ohne die Lider zu heben. So schreiten sie stumm nach der kleinen Landungsbrücke. Brennend gern möchte sie ihm ein bittendes Wort sagen — und er wartet darauf mit Sehnsucht, und sie kriegt es nicht fertig. Sie ist das Bitten so wenig gewöhnt. Und nun sind sie ganz nahe am Ziel. Sie hören bereits Herbarts Stimme. Der Kleine unterhält sich in dem leise schaukelnden Boot plattdeutsch mit dem rothaarigen Schiffer, wofür ihm dieser — nach echter Friesenart — die wunderbarsten Wären aufbindet. Zürke empfiehlt sich, und sie läßt ihn ruhig gehen. Und dann grollt sie mit sich, daß sie es getan. Anne fragt nicht, weshalb Zürke nicht teilnimmt, aber wie der Rahn schon auf der glitzernden Wasserfläche schwimmt, beugt sie sich einmal über Bord, so daß die übrigen ihre Worte nicht verstehen können und sagt: „Laß' die Sonne nicht untergehen über Deinem Groll!“

Hadwig kraust die Stirn, ohne etwas zu erwidern.

Es ist ein selten schöner Sonnenuntergang. Blutrot sinkt das Tagesgestirn ins Meer, als letzten Gruß all seinen Goldreichtum in die Fluten gießend, daß ein Flimmern ist auf dem Wasser und ein Glänzen — überirdisch fast. An den weißen Segeln trieft das Gold nieder, und an der Bootswand rieselt es entlang, und in märchenhafte Gewänder hüllt es die Menschen, vor deren Blicken sich das Wunder vollzieht.

„Ich weiß nicht“, Herbart sieht forschend zu Hadwig hinüber, „Allmers ist doch sonst solch ein Naturschwärmer, warum er gerade heute wegbleibt, wo doch ein außergewöhnlicher Sonnenuntergang zu erwarten war.“

Der Professor sagt aus Höflichkeit irgend etwas, sonst reagiert niemand auf des Schriftstellers Bemerkung. Dann stimmt Anne ein Volkslied an, und Hadwig ist ihr im Stillen dafür dankbar. Die weiche, dunkle Stimme tut ihr wohl.

Es dämmt bereits stark, als das Boot endlich wieder anlegt. Hadwig geht mit Herbart voraus, Anne und der Professor folgen.

„Sie sind ja so schweigsam, liebe Freundin“, meint Herbart beiläufig. „Haben Sie sich über Ihren Courmacher geärgert? So was muß man sich nicht zu Herzen nehmen — pah — Meinigkeiten!“

Sie macht nur eine unwillige Bewegung.

„Seit wann sind Sie denn empfindlich in der Beziehung?“ forschet er weiter, ohne sich durch ihre „Gewitteraugen“ abschrecken zu lassen. „Früher waren Sie das nicht. Und es ist auch unflug, Sie machen den jungen Mann höchstens eitel. Fräulein Willing ist Ihnen, was das anbelangt, entschieden über.“

Sie wird aufmerksam. „Fräulein Willing? Wieso?“

Über sein häßliches Gesicht gleitet ein boshaftes Lächeln. „Na, er macht ihr doch auch den Hof, genau wie die andern, und sie nimmt es nicht übel, wenn er dann wieder einmal zur Abwechslung mit Ihnen herumläuft. Lieber Gott — ich verdenke es ihm nicht, und Ihnen und der kleinen Rose Willing erst recht nicht — man muß halt die Feste feiern, wie sie fallen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Foyens Tagebuch.

Humoristische Studie von Ida Großmann.

16. März. Endlich ist mein sehnlichster Wunsch erfüllt — wir sind in die Stadt versetzt worden — ich führe ein richtiges Stadthundeleben. In mancher Beziehung dachte ich es mir zwar schöner, vor allem ist das Ding, welches sie „Maulkorb“ nennen, recht unangenehm, doch sehe ich, daß es hier jeder Hund trägt, und muß mich damit abfinden. Die Freiheit, die ich auf dem Lande hatte, war recht angenehm, hier ist man überall eingengt, doch stellte man dort so gar nichts vor, während man in der Stadt imponiert, zumal, wenn man von echter Rasse ist. wie ich. Mein Umgang ist entschieden gebildeter: Azorl und Pitt aus der Nachbarschaft sind aus wirklich tadelloser Familie, ich würde mich jetzt wohl schwer wieder an den alten Hofhund oder gar an die unfeinen Wize des Schäferhundes gewöhnen.

Das Schreiben ins Tagebuch fällt mir zwar nicht leicht, doch haben Azorl und Pitt auch eins, und da ich einen hellen Kopf habe, wird es mir mit der Zeit eine angenehme Beschäftigung werden.

Drei Wochen sind wir nun hier, und ich habe schon viel gesehen und erlebt. Mein Herr ist gütig gegen mich, wie alle die Jahre seither, und wir leben friedlich zusammen und freuen uns, daß wir das Landleben hinter uns haben.

Die alte Minna, welche uns den Haushalt führt — wir haben nun eine ganze Etage — ist ein Drache, doch muß man sich bekanntlich mit den Weibern gut stellen, will man fein essen. Eigentlich liebe ich sie alle nicht, das Matscht und Lärmt den ganzen Tag, immer nichts denkend, und faul; zum Glück befinde ich mich meist in Gesellschaft meines Herrn — bei Minna würde ich mit der Zeit bissig oder melancholisch.

28. März. Ein Glück, daß man nicht alle Tage ins Buch schreiben muß, Azorl tut es höchstens zwei- bis dreimal im Monat, das genügt mir auch, denn offen gestanden, ich finde diese Beschäftigung anstrengend.

Wie war Pitt heute so chic! Er hatte eine hübsche rote Decke umgebunden, auf welche ein großes Monogramm mit einer neunzackigen Krone gestickt war. Natürlich tat er, als ob er mich nicht kenne — warte, Alterchen, wenn ich wieder einen Schinkenknöchel habe, kenne ich Dich auch nicht!

Da sollte man nun denken, der bekomme bei seinem Grafen lauter gute Bissen — profit Mahlzeit! Hungrig ist er den ganzen Tag, während ich nicht zu klagen habe, obwohl wir weder Wagen noch Pferde besitzen und mein Herr oft recht lange im Portemonnaie sucht, wenn er im Restaurant bezahlen will. Dertzin hätte ich beinahe die Groschen gezählt, da stieß er mich sehr ungnädig von sich — ja, ja, niemand läßt sich gerne in seine Tasche sehen!

Ich glaube, bei den Menschen ist vieles anders, als es den Schein hat, und diejenigen, welche sich am großartigsten geben, sind oft die ärgsten Hungerleider. Was helfen meinem Freund all die schönen Teller und Schüsseln mit Kronen bemalt, wenn er sich nie satt essen darf. Dazu hat der Herr Graf eine Frau — der Himmel bewahre uns vor diesem Übel!

12. April. Welche Kälte wieder! Hundekälte nennt es mein Herr, als ob er eine Ahnung davon hätte, wie schrecklich unfer-einer oft friert.

Heute war ein schlimmer Tag. Minna hatte Leber gebaden. Die schmeckt sehr gut — nota bene, wenn man davon bekommt, doch soll sie schwer im Magen liegen — Minna bekommt böse Träume davon, wie sie einst versicherte.

Saß nun mein Herr heute Nachmittag bei Tische, Minna hatte eine große Schüssel aufgetragen und stand daneben, das rote Gesicht strahlend, den großen Mund in die Breite gezogen, vor Freude, daß es ihrem Herrn so gut schmeckte.

„Man nich so hastig, sonst ist's nicht bekömmlich,“ sagte sie einmal übers andere, als ob sie nicht wüßte, daß solch große Portion überhaupt nicht bekömmlich wäre.

Ich saß an meinem Plaz unter dem Schreibtische, liegen konnte ich nicht mehr, der Duft der Leber kitzelte mich in der Nase — sie ist nämlich auch mein Leibgericht.

„Na, nun könnte er doch satt sein,“ dachte ich, als ich nur noch einen kleinen Rest in der Schüssel sah, „Foy, das ist nun Dein Teil.“

Ich komme aus meiner Ecke hervor, schleiche mich an meinen Herrn heran und frage sanft an seinem Knie; ich fühle mich verpflichtet, ihn zu mahnen, daß es ihm schädlich wäre, mehr zu essen und daß auch ich Appetit hätte.

„Auf Deinen Plaz, Foy!“

Ich muß gehorchen, und bekanntlich gibt der Klügste stets nach, doch im Herzen steigen mir böse Wünsche auf, die sich auch bald erfüllen. Raun ist die Schüssel leer — schreibe leer — als auch schon der Sammer losgeht. Mein Herr legt sich aufs

Ranapee, springt wieder auf und läuft im Zimmer stöhnend umher, sich vor Schmerzen Kopf und Magen haltend. Meine Teilnahme wird mit einem Fußtritt belohnt, so daß ich mir vornahm, mich nicht um seinen leidenden Zustand zu kümmern, dafür aber mit ganz leiser Schadenfreude meine Suppe, der heute jegliches Fleisch mangelt, zu verzehren.

Minna schien nun endlich das Gewissen zu schlagen. Doch brachte sie meinen Herrn durch ihre Ratschläge und vor allem durch die Idee, der Frau Mutter zu telegraphieren, immer mehr in Wut, so daß eine ganze Menagerie auf sie herunterregnete.

Im stillen machte ich mir meine Gedanken, wer wohl in solchen Fällen klüger ist, Mensch oder Tier? Die Menschen essen, wenn es ihnen schmeckt, bis sie vor Magenschmerzen stöhnen, sie trinken, bis sie vor übermäßigem Trinken umfallen — wir Tiere hören mit essen und trinken auf, wenn wir satt sind. Wer steht in dieser Beziehung nun höher?

14. April. Gott sei Dank, geht es meinem Herrn wieder gut, die vielen Schnäpse scheinen gewirkt zu haben. Das waren böse Stunden, Stöße und Prüfte hat es gegeben, und Minna kochte nur Wassersuppen. Zum Glück fieht mein Herr seinen Fehler ein und hat mir versprochen, daß ich das nächste Mal, wenn Minna Leber bäckt, einen reichlichen Teil davon bekomme. Nach Lische haben wir einen Spaziergang in den Anlagen gemacht. Das zarte Grün kommt nun allmählich zum Vorschein, wir haben uns daran erfreut. Wenn nur nicht so viele gepuzte Damen in der Stadt herumlaufen würden, man sollte denken, sie hätten gar nichts zu Hause zu schaffen — das ist gefährlich für die Herren, und manchen bringt es um seine Vernunft.

28. April. Was nur mein Herr hat? Es wird doch nicht bei ihm gehen, wie bei Doktors Sektors, welcher, nachdem er milde und verträglich geworden war und wir uns darüber gefreut hatten, starb!

Mit der sanftesten Stimme von der Welt redet mein Herr mit Minna und mit mir; kein Fluch, kein Schelten kommt mehr über seine Lippen. Stundenlang sitzt er in seinem Stuhle, ich auf seinem Schoße, zart streicht er mit seiner schlanken Hand über meinen Kopf und Rücken. Sollte das am Ende noch die Nachwirkung des übermäßigen Lebergemusses sein? Mir ist's beängstigend, da steckt etwas dahinter. . . . Halt, ich hab's, cherchez la femme! wie unser Freund Leutnant sagt. Doch vielleicht täusche ich mich, er hat doch all die Jahre, die ich schon bei ihm bin, sämtlichen schönen Augen, die ihn gar zu gerne eingefangen hätten, männlich widerstanden. Wer wird klug daraus! Warten wir es ab und halten wir die Augen offen.

10. Mai. Ich fürchte, ich habe mich nicht getäuscht. Alle Tage, wenn wir von der Kanzlei kommen, begegnen wir einem jungen Mädchen mit einem blonden, hängenden Zopfe. Obwohl ich gar nicht fürs Ewig-Weibliche bin, muß ich doch gestehen, daß es ganz niedlich aussieht; doch welches Vergnügen mein Herr davon hat, diesem Zopfe — er scheint die Dame nicht zu kennen — überall nachzulaufen, verstehe ich nicht.

Heute ging sie in einen Laden, wir natürlich nach. Sie kaufte Schokolade und Cafés — die Weiber naschen ja stets — wir ließen uns ein halbes Pfund Tee geben. Während mein Herr an der Kasse bezahlte, fiel dem jungen Mädchen der Handschuh zu Boden, ich nahm ihn auf, stellte mich auf die Hinterfüße und brachte ihn meinem Herrn, welcher mich an die Dame verwies. Lachend nahm sie ihn mir ab und schenkte mir einen Cafe dafür, welchen ich gnädig annahm, was sehr unklug von mir war, da ich hinterher merkte, daß sie es ist, die meinen Herrn bezaubert hatte, sei es durch ihren langen Zopf oder ihre Vergißmännchenaugen. Mein Herr näherte sich, stellte sich vor, bedankte sich für meinen Cafe und bald waren sie in bester Unterhaltung, deren interessanter Gegenstand ich und meine musterhafte Erziehung bildete. Ich wollte, Azorl und Pitt hätten gehört, was über mich gesagt wurde, wahrhaftig, daß ich solch ein Prachtexemplar bin, wußte ich bisher überhaupt noch nicht — Minna überzeugt mich täglich vom Gegenteil — werde es mir aber merken und in Zukunft meine übergroße Bescheidenheit ablegen.

Natürlich verließen wir alle drei zusammen den Laden und verabschiedeten uns, für mein Gefühl viel zu herzlich, von einander, wobei ich wieder ein süßer, allerliebster Fox genannt wurde.

Nachdem wir im Restaurant gespeist hatten — Minna hat „groß Reinmachen“ — ging es nach Hause, wo mich mein Herr in den Arm nahm und an sein pochendes Herz drückte. Was das nun wieder zu bedeuten hatte, verstehe ich nicht, mein Herr fängt an, rätselhaft zu werden.

19. Mai. Ich hatte heute eine lange Unterredung mit Pitt, welcher ganz zugänglich ist, wenn ihn keine Grafenkrone schmückt. Die Symptome, welche bei meinem Herrn von Tag zu Tag stärker auftreten, lassen keine Zweifel mehr zu — mein Herr ist verliebt, was mir Pitt bestätigte, welcher auch aus Erfahrung weiß, daß bald darauf die Hochzeit folgt — dann adieu, schönes Junggesellenleben, dann beginnt die Hölle für mich. Pitt kam

auch zu seinem Grafen, als derselbe noch Junggeselle war, er hatte die schönsten Tage bei ihm. Dann erschien „sie“ auf der Bildfläche, erst schmeichelte sie meinem Freunde, weil sie wußte, daß sie sich lieb kind bei dem Grafen mache, und nun sie Frau Gräfin ist, gibt es für den Ärmsten mehr Schläge als Futter. Auch Azorl weiß derartige Beispiele en masse. Ich sage ja, die Weiber taugen alle nichts, nicht einmal Bäckers Niese, welche sich seit ein paar Tagen in auffälligster Weise den Hof von Thyra machen läßt, nachdem sie doch stets sich geberdete, als ob ich ihr nicht gleichgiltig wäre.

Natürlich begegnen wir nun alle Tage zufällig dem Fräulein mit dem langen Zopf, wobei sie meinen Herrn mit ihren blauen Augen geradezu anhinmelt. Könnte ich ihn doch noch bei Zeiten warnen! Doch er ist rein närrisch und versichert mir alle Tage, daß es keine schönere Zukunft für uns gäbe, als wenn Fräulein Nieschen — woher er wohl weiß, daß sie so heißt? — unsere Hausfrau würde. Ha, ha, ha, ist der blind!

27. Mai. Alle Gemütlichkeit ist bei uns dahin, mein Herr ist ruhelos, allen Stimmungen preisgegeben. Jetzt ist er feilenbergnügt — gleich darauf tiefunglücklich. Wenn das die Liebe mit sich bringt, danke ich dafür!

Heute haben wir Fräulein Nieschen durch den Park begleitet. Sie ist von großer Zärtlichkeit gegen mich, doch diene ich ihr nur als Mittel zum Zweck, denn wenn sie mich streichelt, fieht sie dabei nur meinen Herrn an, als gelte ihm diese Liebeslösung — wie schlau sind doch die Weiber!

Nachdem wir heute nach Hause gekommen waren, ging mein Herr lange Zeit im Zimmer auf und ab. Möglich blieb er vor mir stehen, nahm mich auf seinen Arm, trug mich aufs Ranapee und setzte sich neben mich.

„Foxel“, begann er, „Du bist eine treue Hundeseele, Du sollst erfahren, was mich drückt. Sie liebt mich, das weiß ich, doch da ist ein reicher Vetter, welcher sie auch liebt und den sie heiraten soll. Wir sind nicht reich und ein Beamter muß sich sein Leben lang nach der Decke strecken, doch habe ich sie tausendmal lieber als der reiche Vetter und kann und will nicht von ihr lassen. Was meinst Du nun, Fox, soll ich es wagen, am Sonntag einen Besuch bei Kommerzienrats zu machen?“

Eben wollte ich meine Meinung äußern, da trat der Leutnant, den ich nicht leiden kann, ein. Welche Bosheit von ihm, uns in unserem innersten Gefühlsausstausche zu stören! Ich sprang vom Sofa, dem Störenfried entgegen, an dem ich wütend hinaufstellte.

„Fox, an Deinen Platz!“ rief mein Herr, indem er mir liebevoll über den Rücken strich, „den reichen Vetter magst Du beißen, doch gegen unsern Freund mußt Du liebenswürdig sein.“

Ich dachte bei mir: „Den reichen Vetter beißen?“ Nie und nimmer, mag er Fräulein Nieschen heiraten, dann bleiben wir ledig.

2. Juni. Nachdem wir lange in den Sonntag hineingeschlafen hatten, machte mein Herr Toilette mit einer Umständlichkeit, welche mich nichts Gutes ahnen ließ. Minna mußte zweimal das Frühstück warmstellen, was ihre Laune nicht verbesserte. Sie ist überhaupt in letzter Zeit immer brummig, ich glaube, auch sie fürchtet eine junge Herrin, darin sind wir wenigstens einig.

Wie fein sah mein Herr aus, als er zum Frühstück kam. Donnerwetter, der kann sich sehen lassen! Und mit diesem Aussehen befindet er sich noch, ob er es wagen darf, um so ein langzöpfiges Individuum anzuhalten? Dankbar sollte sie sein, wenn er sie nimmt — aber Bescheidenheit hat diese Sorte nicht.

Um 12 Uhr verließ er das Haus, mich nahm er natürlich nicht mit, da er wohl fühlte, daß ich mit seinen Gedanken nicht einverstanden bin, doch was fragen Liebende nach gutem Rat! Vergnügt kam mein Herr wieder nach Hause, der Besuch scheint sehr nach Wunsch ausgefallen zu sein. Unser Mittagsmahl war reichlich und gut, jetzt schläft mein Herr, als ob er die Welt erobert habe. Gegen 4 Uhr haben wir uns mit dem Leutnant verabredet, leider ist damit jeder größere Spaziergang ausgeschlossen, da werden wir wieder stundenlang hinter Bier- und Weingläsern sitzen müssen.

17. Juni. 14 Tage konnte ich weder gehen noch schreiben, ich hatte meine Pfote verletzt, der Arzt legte mir einen steifen Verband an; natürlich war die Ursache meiner Verletzung ein Weib.

Da mein Herr allein ausgegangen war — er hatte die erste Einladung zu Kommerzienrats erhalten — wollte ich mir die Zeit mit Azorl vertreiben. Raum verließ ich das Haus, als mein Freund wie toll aus dem Nebenhause lief, die Portiersfrau mit einem dicken Stocke hinter ihm her. Natürlich kam ich ihm sofort zur Hilfe, packte die Frau hinten am Nacke, daß sie nicht mehr weiter laufen konnte und schimpfend und schreiend die Jagd aufgeben mußte. Dabei bekam ich natürlich einige tüchtige Stöße ab, doch was tut man nicht seinen Freunden zu Liebe!

Als Azorl wieder zu Atem gekommen war, erzählte er mir, daß die Frau ihn beschuldigt habe, daß er ihr eine Wurst gestohlen — dabei hatte Azorl Miese mit der Wurst aus dem Fenster springen sehen. Natürlich ging nun die Heße mit der Rage los. Da sie flinker war als wir, saß sie bald auf einem hohen Holzstöße, von wo aus sie uns höhnische Worte zurief. Mit Mühe kletterte ich ihr nach — weg war die Falsche auf einem für mich unerreichbaren Baume und wollte sich totlachen über uns. Ich wollte mir den unangenehmen Rückweg ersparen, sprang herab und verdeckte mir eine Sehne. Aber das soll Miese noch zu büßen bekommen!

Azorl hat sich während meiner Krankheit als wahrer Freund benährt, mein Herr fand nicht viel Zeit für mich, natürlich, er stand ja auf Freiersfüßen, wie Minna mir sagte.

Schon dreimal war Rieschens Vater, Kommerzienrat Berger — ich mußte ihm die Pfote geben — bei meinem Herrn, welcher ihm, wie ich hörte, juristische Ratschläge erteilte. Sie scheinen sich recht gut miteinander zu verstehen, mir scheint, mein Herr hat die Zeit meiner Erkrankung dazu benützt, sich in der Familie seines Liebchens unentbehrlich zu machen. Dann fällt leider meine letzte Hoffnung, welche ich auf den reichen Vetter gesetzt hatte; ich wäre doch begierig, ihn kennen zu lernen.

20. Juni. Vorgestern machten wir einen Spaziergang mit Kommerzienrats, mein Wunsch ging in Erfüllung, ich sah den reichen Vetter. Wenn der nicht merkt, daß er nichts zu hoffen hat, muß er rein blind sein; mit seinem narbigen Gesicht und seinen rüden Haaren kann er sich aber auch schlecht mit meinem Herrn messen, und wenn er hundertmal reicher wäre. Rieschen, die Schlaue, hatte eine Freundin eingeladen, welche sich ungemein für den Vetter zu interessieren schien, so konnte sie selbst mit meinem Herrn ungestört plaudern, die Eltern gingen mit einem älteren Ehepaar hinterdrein.

Trotz aller Aufforderungen von Rieschens Brüdern, welche gar zu gerne mit mir gelaufen wären, blieb ich lange Zeit neben meinem Herrn, um ihn im nötigen Falle von einem bindenden Worte abzuhalten, doch als ich mit Freuden hörte, welche vernünftiges Gespräch die Liebenden zusammen führten — sie zählten nämlich die Regentage des letzten Monats — gab ich der Versuchung nach und jagte und lief mit Karl und Wilhelm um die Wette. In der Försterei — unserm Endziel — war Rieschen wieder voll Zärtlichkeit gegen mich, gab mir Kuchen und Milch, doch verdroß mich ihre familiäre Behandlung. Wenn sie wüßte, wie ich sie hasse!

Der Schluß des Tages war sehr wenig schön für mich. Da ich mir Vorwürfe gemacht hatte, meinen Herrn so lange ohne Aufsicht gelassen zu haben, hielt ich mich an seiner Seite. Karl, welchen das verdroß, schlug mich mit der Gerte auf den Kopf — schwapp, hatte er ein Loch in den neuen Höschen — wir können nämlich sehr gut trotz der Normalmaulwürbe beißen.

Ohne, wie es sich für einen Juristen schickt, die Sache näher zu untersuchen — ich befand mich in diesem Falle in Notwehr — nahm mein Herr seinen Stock und prügelte mich vor aller Augen tüchtig durch. Das war der Dank für alle meine Treue und Liebe! Auf einem kleinen Fußpfade lief ich nach Hause, wo mir Minna auch noch Pißse gab, weil ich an der Tür kratzte. Ohne Abendbrot legte ich mich nieder und machte mir meine besonderen Gedanken über die sogenannte Dankbarkeit der Menschen.

4. Juli. Neulich hörte ich Minna zur Gemüßefrau sagen, daß sie ihren Herrn verlasse, wenn er heirate. Das ist eigentlich eine vernünftige Idee. Wie wär's, wenn ich es auch so machte? Doch wohin? In der Stadt ist man zu bekannt, an allen Ecken stehen die verhassten Blauröcke, ehe man sich's versteht, kommt der Hundsfänger und überzeugt sich in brutalster Weise, ob man die richtige Mark habe und wohin man gehöre. Assessor Weber, unser Kollege, hat mich tief ins Herz geschlossen, vielleicht würde er mich aufnehmen, doch ist ihm auch nicht zu trauen; ehe ich mich bei ihm eingewöhnt habe, kann er auch eine Frau ins Haus bringen — ach, die Weiber, die sind mein Verderben!

13. Juli. Wem soll ich meinen Kummer klagen, wenn nicht Dir, mein geliebtes Tagebuch, das mit mir Leid und Freude teilt. Wir sind verlobt — mit diesen Worten ist alles gesagt, was mir mein Herz beschwert.

Eben kam mein Herr nach Hause und verkündigte mir sein Glück. Da ich mit Riese einige ernsthafte Worte zu reden hatte — ich habe sie in einem starken Verdachte — war ich nicht zu gegen, als mein Herr das Haus verließ, sonst hätte ich an Frack und weißer Halsbinde sofort bemerkt, was mir bevorstehe. Verlobt, für alle Vernunft verloren und dabei in solch glücklicher Stimmung — o Menschen, wann werdet Ihr klug! Wie soll das werden? Wo bleiben unsere gemütlichen Abende, an welchen mein Herr auf dem Kanapee lag und seine Pfeife rauchte, während ich auf seinen Füßen träumte und ihm die lästigen Fliegen verjagte. Nie kehrt Ihr wieder, Ihr schönen Tage, wenn einmal dieses Unruhige, immer Bewegliche, was man „Weib“ nennt, in unserer Mitte weilt.

29. Juli. Alle Abend machen wir einen großen Spaziergang; wenn Karl und Wilhelm dabei sind, ist es ganz unterhaltend für mich. Mein Herr sieht mich kaum mehr an, für ihn existiert nur noch seine Braut, also blüht mir wohl das gleiche Schicksal wie Pitt in seinem gräßlichen Hause. Möchte doch wissen, was sich das junge Paar so viel zuzuflüstern hat, die Liebe macht doch recht kindisch und läppisch, oder bringt das der Umgang mit dem Weibe mit sich?

Im nächsten Monat beginnen unsere Ferien, da soll die Hochzeit sein; ich werde, während mein Herr auf der Hochzeitsreise ist, bei Assessor Weber untergebracht, was mir sehr lieb ist, da ich dann seine Häuslichkeit genau kennen lerne.

Wie schwer ist doch das Leben! Mit Riese habe ich nun ganz gebrochen, — das kleine, kokette Ding hat sich nun richtig in einen schiefbeinigen Dachshund verliebt, nachdem sie mir ewige Treue geschworen hatte. Es ist eben kein Verlaß auf die Weiber, das sagte auch stets mein Vater.

3. August. Soeben kommen wir von der Besichtigung der neuen Wohnung. Sie ist schön, hell und freundlich, umfaßt sechs Zimmer und die Nebenräume. Minna meinte: „Fozel, da hinein passen wir zwei nicht!“ Solche Unverschämtheit! Ich habe sie mit Nichtachtung für diese Worte gestraft. Ich, ein echter Forsterrier, passe in die feinsten Räume, was man allerdings von Minna nicht behaupten könnte.

Mein Herr singt und pfeift den ganzen Tag, wenn mir's doch auch so wohl wäre! Würde er doch mit einem Freunde zusammenziehen, meinethalben sogar mit dem Leutnant, aber, daß er eine Frau durchaus im Hause wünscht — die Neue wird nicht ausbleiben.

Auch Azorl und Pitt machen mir das Herz schwer, und Minna sagt mir täglich, daß nun meine guten Zeiten vorüber seien und ich mich begraben lassen könnte, dabei vergißt sie aber vollständig, daß sie speziell mir das Leben keine Stunde verschönt hat.

Bei Kommerzienrats habe ich Tante Sophies „Moppel“ kennen gelernt. Dieser hat mir recht gut gefallen, er hat sogar ein philosophisches Gemüt, doch ist er gar zu fett, das ist schade, ich würde ihn gerne ab und zu zum Spazierengehen auffordern. Wir werden nun öfters zusammenkommen und er muß mir bei dieser Gelegenheit sagen, wie er es anstellt, daß er sich bei einem Weibe so wohl fühlt.

9. August. Morgen ist die Hochzeit. Mein Herr war heute mit mir im Hotel, in welchem die Festlichkeit stattfinden wird. Nachdem er mit dem Wirt noch einiges verabredet hatte, bat er ihn, daß man dafür sorgen möchte, daß auch ich morgen meinen guten Teil bekäme — ein schöner Zug von ihm, der mich beinahe zu Tränen rührte. Moppel ist hoffentlich auch eingeladen, allein wäre es zu langweilig für mich.

In unserer Wohnung sieht es sehr unbehaglich aus, das Kanapee ist verkauft, die Stühle hat der Schreiner zum Polieren geholt. Minna geht morgen, nachdem sie heute noch viele Andenken an ihren Herrn vorausgeschickt hat, der jungen Frau zu dienen kann sie sich nicht entschließen.

Vor einer Stunde ist mein Herr zum Polsterabend gegangen. „Alter Fozel“, sagte er, ehe er ging, „ich hoffe, Du freust Dich mit mir, daß wir nun ein Frauchen ins Haus bekommen. Sei ihr so treu, wie Du mir alle die Jahre warst, dann wird sie Dich auch lieben.“

Ich seufzte nur tief auf. Die Liebe macht blind, habe ich schon oft gelesen und Rieschen wird eben auch sein, wie alle andern Weiber — Ausnahmen gibt es nicht.

11. August. Die Würfel sind gefallen — Herr und Frau Assessor befinden sich auf der Hochzeitsreise und ich sitze seit einer Stunde in Assessor Webers dumpfiger Stube.

Die Hochzeit war fein und elegant, die Kellner behaupteten, es sei die flotteste seit Jahren gewesen, und die müssen es doch wissen. Ich durfte einen Augenblick in den Speisesaal treten, Karl hatte mir ein Myrtensträußchen ins Halsband gesteckt, das ich mit der schriftlichen Bitte um gute Behandlung der Braut überbrachte, was eigentlich gegen meine Grundsätze ging, ich liebe keine theatralischen Szenen, zumal, wenn sie nichts bessern. Hübsch sah Rieschen aus in ihrem langen wallenden Brautschleier, das muß man ihr lassen — doch trau, schau, wem?

Moppel war nicht gekommen, was eigentlich eine Rücksichtslosigkeit mir gegenüber war. Ich bin froh, daß der Tag vorüber ist, die Ungewißheit, wie sich meine Zukunft gestalten wird, fängt an, mich nervös zu machen.

Minna reiste diesen Morgen ab. Schluchzend drückte sie mich an ihren Busen, eine heiße Liebe zu mir kam plötzlich über sie, schade, daß ich all die Zeit unseres Beisammenseins nichts davon fühlen durfte. Um 10 Uhr holte mich Assessor Weber ab, mit schwerem Herzen verließ ich unsere Junggesellenwohnung.

Azorl traf ich leider nicht mehr, Pitt war wieder mit der Grafenkrone geschmückt, welche dieses Mal auf einem neuen Halsbande prangte, er nickte mir gnädig einen Gruß zu, während Frau

Mitze in der Sonne saß und schadenfroh mich anblinzelte, als ahne sie, welch grausamem Schicksal ich entgegengeführt würde.

25. August. Immer noch bin ich bei Assessor Weber. Hier führe ich eine schreckliche Existenz, ich bin ganz krank. Dieser Herr hat eine Art an sich, mit mir zu verkehren, die ich nicht gewöhnt bin, und das Mittagessen im Restaurant ist unter aller Kritik — mir scheint, das soll meine erste Leidensstation sein.

Die Hitze ist unerträglich, Assessor Weber scheint sie kaum zu empfinden, denn anstatt daß wir in den kühlen Wald gehen, laufen wir alle Tage auf der staubigen Landstraße bis an ein kleines Wirtshaus, in welchem es gutes Bier geben soll.

Am 1. September kommt mein Herr zurück, ich weiß nicht, soll ich mich freuen — wenn er nur nicht „sie“ mitbrächte.

27. September. Lange Zeit habe ich nicht mehr geschrieben. Bei Assessor Weber war es zu ungemütlich, da verging mir alle Lust, einen höheren Gedanken zu fassen und seit ich wieder bei meinem Herrn bin, komme ich vor lauter . . . doch ich will nicht vorgreifen. Du getreues Tagebuch, vernimm und staune, was Dir For, der größte Pessimist und Weiberhasser heute anvertraut, es soll seine Buße sein.

Am 2. September holte mich mein Herr bei seinem Freunde ab. Das war eine Freude des Wiedersehens, wie ich sie nie erhofft hätte. Daß ich ihm zugetraut hatte, er habe mich über seinem reizenden Weibchen vergessen, war meine erste Schlechtigkeit. Zu Hause angekommen, begrüßte mich Frau Lieschen aufs herzlichste und wahrhaftig, dieses Mal sah sie mich an, und ihre freundlichen Blicke galten mir allein.

Im Korridor stand ein hübscher Korb mit einer roten Decke, auf welcher die Worte „Foyens Ruhe“ eingestickt waren — also während ich sie schmähete, arbeiteten ihre fleißigen Händchen für mich — „das muß wieder gut gemacht werden, alter Sünder“, sagte ich mir und sah ihr beschämt in die guten Augen.

Unsere täglichen Spaziergänge sind wieder meine Freude, doch ohne Frau Lieschen könnte ich sie mir gar nicht mehr schön vorstellen. Mit eigener Hand zieht sie mir den Maulkorb an und freut sich, wenn ich neben ihr und ihrem „füßen Männchen“ — dieser Ausdruck scheint meinem Herrn sehr wohl zu tun — her-springe und meine Kunststücke mache.

Abends sitzen wir gemütlich beisammen, ich darf mich auf Frauchens Kleid legen und vermissе keine Minute das alte Kanapee samt der übelriechenden Pfeife. Glück und Freude herrscht bei uns dreien, ich bin wieder geachtet und geliebt, Frau Lieschen vergißt es mir nie, daß ich derjenige war, welcher sie mit ihrem Theo bekannt gemacht hatte; wäre ich damals nicht so ritterlich gewesen und hätte den Handschuh apportiert — wahrhaftig, die Leutchen wären nicht zusammengekommen.

Mein Tagebuch schließe ich heute, Moppel hat es mir geraten. Das schriftliche Philosophieren ist gefährlich, irrt man sich, hat man es stets vor Augen. Und in den Frauen habe ich mich ge-irrt, etwas Lieblicheres, Anziehenderes gibt es nicht auf der ganzen Welt und ich weiß es jetzt wohl zu würdigen, wenn ein gewisser Schiller von ihnen sagt:

sie flechten und weben
himmlische Rosen ins irdische Leben.

(Nachdruck verboten).

Rätsellecke.

Bilderrätsel.



Geheimschrift.

Zwschnhtndmrgnlgtlngrfst
Lrnschnllbsrgnddnehmtrbst.

Vorstehende Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, die sich durch Einfügung passender Vokale zu sinngemäßen Wörtern bilden lassen. Das Ganze ergibt einen bekannten Sinnpruch.

Ergänzungsrätsel.

—ul
O—a
—io
B—r
E—e
—os
Ko—
—na

Statt der Striche sind jedesmal zwei passende Buchstaben zu setzen, so daß Wörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: kaufmännischer Ausdruck, Planet, männlicher Vorname, weiblicher Vorname, Gebirge in Griechenland, Getränk, biblischer Prophet und Körperteil. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die ergänzten Buchstabenpaare im Zusammenhang ein modernes Verkehrsmittel.

Scherzrätsel.

In Käse, Finger, Turm und Uhr
Steckt je ein Pärchen, such' es nur.
Wenn Du die vier dann flug verbunden,
Hast Du ein fremdes Tier gefunden.

Reihenrätsel.

Andalusien, Bahnwärter, Briefträger, Busenfreund,
Louisiana, Schwager, Steinwall, Tischwein, Wolga.

Vorstehende Wörter sind so zu ordnen, daß der erste Buchstabe des ersten Wortes, der zweite des zweiten, der dritte des dritten usw. im Zusammenhang den Titelhelden einer bekannten Oper bezeichnen.

Rätsel.

Der Faulpelz sagt's, der Unentschlossene,
Wird er gedrängt zu einem Tun.
Der Arme hofft darauf in Nöten
Und denkt, es bringt ihm Rettung nun.
Es ringt sich vor aus Nacht und Grauen,
Doch lieblich ist es anzuschauen.

Kreuz-Silbenrätsel.

1	2	1 2	fördert die Arbeit
		3 4	schmachthafes Bild
		5 6	auf Schiffen
3	4	7 8	weiblicher Vorname
		1 4	Metall
		3 2	schmeckt dem Gaul
		3 6	Niederschlag
5	6	4 5	braucht der Bauer
		7 6	Fanggerät
		8 5	Teil des Gesichts
7	8	8 6	Befestigungsmittel
		2 5	Teil des Fußes.

Auflösung des Zahlenquadrats.

13	8	9
6	10	14
11	12	7

Auflösung des Bilderrätsels.

Kopenhagen.

Auflösung der Kreuz-Charade.

Al	ma	Alma, Degen,
		Algen, Mabe,
De	gen	Magen.

Auflösung des Gruppenrätsels.

Ein Segen liegt im schweren Werke,
Dir wächst, wenn Du's vollbringst, die Stärke.
Mit zagen Kräften fängst Du an
Und stehst am Ziel, ein ganzer Mann.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von H. Baumann.)

W. Ka1, Dg8, Sc4, f4, Be2, e3. Schw. Kf1, Ba3, f2, h3, h7.
1. Dg8—g7, h6; Ka2. — 1., Ke1; 2. Dc3 +.

Richtige Lösungen gingen ein von: Alfred Damm, R. Zacharkiewicz, Kurt Schendel, August Schwantes, Wanda Zacharkiewicz, Bromberg. A. Holst, Darmstadt. Kurt Schendel, Friedel W., Bromberg. Bernhard Seer, Mischwitz.